



Fachbeiträge

Detlef Horster

Die Bedeutung der Philosophie im 20. Jahrhundert für die politische Bildung

Entwicklung der Philosophie im 20. Jahrhundert

Es geht in diesem Beitrag um die Bedeutung der Philosophie des 20. Jahrhunderts für die politische Bildung. Die hier dargestellten philosophischen Richtungen enthalten allesamt fundierende Überlegungen für politisches, gesellschaftsveränderndes Handeln.

Die Zeit zwischen dem Ende des 19. und dem Ende des 20. Jahrhunderts ist zum einen gekennzeichnet durch die Annäherung von Philosophie und Sozialwissenschaften bzw. Soziologie, die bis dahin strikt getrennte Gebiete waren; die Philosophie gibt es seit der Antike und die Soziologie ist eine neue Disziplin, als deren Begründer der 1798 geborene Auguste Comte gilt, der erstmals den Begriff „Soziologie“ verwendete. Ende des 19. Jahrhunderts entstand ein neuer Zweig, in dem beide vereinigt sind, das ist die Sozialphilosophie. Zum anderen sind rein innerphilosophisch neue Zweige entstanden, beispielsweise Phänomenologie, Existenzialismus, analytische Philosophie, Pragmatismus, Naturalismus, Kommunitarismus, Poststrukturalismus oder Postmoderne und die Angewandte Ethik.

Der Individualisierungsprozess

Die Sozialphilosophie, aber auch der Pragmatismus und der Kommunitarismus, die ich vorstellen werde, sind nicht gut zu verstehen, ohne zuvor auf den Individualisierungspro-

zess einzugehen. Die Diagnose des französischen Soziologen Émile Durkheim lautete, dass die Gegenwartsgesellschaft das Individuum zum Kult erhoben habe.

Für den Trierer Soziologen Alois Hahn setzt der Individualisierungsprozess mit der Einführung der Ohrenbeichte durch das vierte Laterankonzil von 1215 ein. Die Ohrenbeichte ist das individuelle Schuldbekenntnis vor Gott. Vor diesem Datum waren Versuche früherer Konzile, die Ohrenbeichte einzuführen, daran gescheitert, dass die Zeit dafür noch nicht reif war. Bis dahin bekannte die Gemeinde als ganze ihre Schuld vor Gott. Wenn die Menschen als Individuen definiert werden, lösen sie sich von den Handlungsregeln und -orientierungen, die ihre Gemeinschaftszugehörigkeit ihnen bis dahin vorgegeben hatte. In den Ständen, in den Clans, in den Familien und in den religiösen Gemeinschaften, so wie sie in der Antike und noch im Mittelalter Bestand hatten, konnten die Menschen sich an die inneren Regeln der jeweiligen Gemeinschaft oder des Standes, dem sie angehörten, halten, zum Beispiel an die Regeln des Adels: Im 11. Gesang der *Ilias*, Vers 401ff., scheint Odysseus aus unserer heutigen Sicht vor die Wahl gestellt zu sein, im Kampf standzuhalten oder zu fliehen. Doch als Angehöriger des adligen Standes hatte er keine Wahl, er konnte nur standhalten. In Homers Epos gibt es kein Wort für Entscheidung. Eine vergleichbare Bindung an die Gemeinschaft bestand

noch in den mittelalterlichen christlichen Gemeinden und in den Familien. Sobald die Menschen begannen, sich davon zu lösen und sich zu Individuen entwickelten und freie Entscheidungen zu treffen, wurde die Frage

Dr. phil. habil. Detlef Horster lehrte mit Unterbrechungen durch Gastprofessuren, u. a. in der Schweiz und in Südafrika, von 1984 bis 2007 als Professor für Sozialphilosophie an der Leibniz Universität Hannover. Er hat zahlreiche Publikationen zur Sozialphilosophie und Ethik veröffentlicht.



nach dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft virulent.

Sozialphilosophie

Diese Frage wurde für die Sozialphilosophen zentral. Im Vordergrund sozialphilosophischer Betrachtungen stehen laut Axel Honneth die Pathologien, die aus dem spezifischen Verhältnis von Individuum und Gesellschaft im Individualismus erwachsen sind: Entzweiung, Verdinglichung, Entfremdung, Nihilismus, Gemeinschaftsverlust, Entzauberung, Entpersönlichung, Vermarktung oder kollektive Neurose. Gemeinschaftsverlust, Entfremdung und Vermarktung sind für die Sozialphilosophen der sogenannten Kri-

schen Theorie der Frankfurter Schule zentrale Ausgangspunkte ihrer Überlegungen; also etwa für Max Horkheimer, Theodor W. Adorno, Jürgen Habermas und eben Axel Honneth.

Der Sache nach gab es die Sozialphilosophie bereits bevor der Begriff verwendet wurde. Thomas Hobbes, John Locke und Jean-Jacques Rousseau widmeten sich bereits dem neu zu bestimmenden Verhältnis von Individuum und Gesellschaft. Ungeachtet einiger früherer Formen der Sozialphilosophie wird man deren Entstehung aber im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts ansiedeln müssen. Ab 1894 wird der Begriff von Georg Simmel und Rudolf Stammler diskutiert, ausgefüllt und in Umlauf gebracht. Beide bestimmen den Charakter der Sozialphilosophie als normativ und deskriptiv zugleich. Es soll an gesellschaftlichen Gegebenheiten angeknüpft werden, und zwar so, dass sie den normativen Zielen entsprechend verändert werden könnten. Seither findet der Begriff „Sozialphilosophie“ breitere Verwendung.

Auf dem ersten Deutschen Soziologentag 1910, im Jahr der Gründung der „Deutschen Gesellschaft für Soziologie“, hielt Ferdinand Tönnies die Eröffnungsrede. Er definierte die Sozialphilosophie noch als rein deskriptive Wissenschaft. Soziologie und Sozialphilosophie sollten wertfrei forschen und sich nur dem widmen, was ist, und nicht dem, was sein soll. Nach Adorno hingegen sollte die Sozialphilosophie mit der Problembeschreibung zugleich zur Problembhebung beitragen. So kam ein normativer Aspekt in die Sozialphilosophie hinein. Seither wurde der Begriff „Sozialphilosophie“ mit unterschiedlichen Konnotationen in Soziologie und Philosophie gebraucht, bis Horkheimer ihn als erster Vertreter der Kritischen Theorie 1931 näher bestimmte. Der Titel seiner Antrittsvorlesung am Lehrstuhl für Sozialphilosophie lautete *Die gegenwärtige Lage der Sozialphilosophie und die Aufgaben des Instituts für Sozialforschung*. Horkheimer macht darauf aufmerksam, dass die Sozialphilosophie zu dieser Zeit im Mittelpunkt eines allgemeinen philosophischen Interesses stehe, und er erklärt das folgendermaßen: Als das letzte Ziel der Sozialphilosophie gelte „die philosophische Deutung des Schicksals der Menschen, insofern sie nicht bloß Individuen, sondern Glieder einer Gemeinschaft sind.“ Zunächst sollten sozi-

ale Probleme analysiert und sichtbar gemacht werden. Diese waren der Ausgangspunkt für Überlegungen zur gesellschaftlichen Veränderung. Dadurch unterscheidet sich die Kritische Theorie von soziologischen Theorien, die rein deskriptiv vorgehen.

Vertreter der Kritischen Theorie sahen eine Störung der gesamtgesellschaftlichen Ordnung durch die genannten Pathologien, insbesondere durch das Missverhältnis von Arm und Reich sowie durch Unterdrückung und Ausbeutung. Letztere würden für die Mitglieder der Arbeiterklasse spürbar, die deshalb eine herrschaftsfreie Gesellschaft anstreben. Das Erkenntnisinteresse für die Forschungen der Kritischen Theorie ist die Realisierung einer solchen herrschaftsfreien Gesellschaft. In der traditionellen Kritischen Theorie Horkheimers und Adornos bildete das Proletariat, das seinen Protest gegen Unterdrückung und Ausbeutung artikulierte, den Ausgangspunkt.

Jürgen Habermas, Nachfolger Horkheimers auf dem Lehrstuhl für Sozialphilosophie, wechselte vom marxistischen Produktionsparadigma zum Paradigma kommunikativen Handelns, mit dem er deutlich machen wollte, dass in der Interaktion die Bedingungen gesellschaftlichen Fortschritts angelegt sind. Das Kommunikationsparadigma ist nach Habermas' Auffassung zum einen konstitutiv, ermöglicht die real bestehende Interaktion, weil alle von der Gleichheit der Kommunikationspartner ausgehen. Zum anderen ist das Kommunikationsparadigma ein regulativ-emanzipatorisches Prinzip, denn in ihm steckt der Vorschein auf eine zukünftige herrschaftsfreie Gesellschaft, in der jede und jeder das gleiche Recht hat, zu befehlen und sich zu widersetzen, zu erlauben und zu verbieten, Rechenschaft abzulegen und zu verlangen usw. Das wäre eine Gesellschaft, in der die Chancenverteilungen in jeder Hinsicht gleich sind.

Für den nächsten Inhaber des Lehrstuhls für Sozialphilosophie in Frankfurt am Main, Axel Honneth, liegt ein Nachteil dieses Paradigmas darin, dass für die in der Kommunikation ungleich Behandelten deren Ungleichbehandlung nicht unbedingt erfahrbar werde. Nach Honneths Ansicht ist es die lang anhaltende Massenarbeitslosigkeit in Verbindung mit dem Dauerleiden der Betroffenen, die den Gedanken an ein neues Paradigma auf-

kommen ließ. Arbeitslose leiden unter Missachtung oder zumindest unter einem Mangel an Anerkennung. Daraus zieht Honneth den Schluss, dass die wechselseitige soziale Anerkennung die dem sozialen Interaktionsprozess zugrundeliegende normative Erwartung ist. Bleibt die als verdient angenommene Anerkennung aus, erfahren die vergesellschafteten Subjekte das als Missachtung, als Verletzung. Die Menschen entwickeln in solchen Fällen Wut und Empörung. Hiermit hat Honneth nach seiner Ansicht einen evidenten Ausgangspunkt für die gegenwärtige Weiterentwicklung der Kritischen Theorie gefunden. Der Protest habe einen zukunftsweisenden Gehalt, nämlich die Perspektive auf eine Gesellschaft, die unter allen Menschen eine gleiche und wechselseitige Achtung garantiert.

Honneth, der normativ vorgeht, ist wie Habermas der Auffassung, dass eine Gesellschaftsanalyse nur erfolgen kann, wenn man *erstens* das Ideal einer gerechten Gesellschaft als normativen Maßstab der Analyse vor Augen hat und *zweitens* angibt, welche Mechanismen in der unzulänglichen Gesellschaft die Weiterentwicklung verhindern. *Drittens* muss man das Entwicklungspotenzial aufzeigen, das man zu entfalten hat.

Pragmatismus

Von den oben erwähnten, neu entstandenen innerphilosophischen Strömungen seien hier nur noch die erwähnt, die für den Prozess der Gesellschaftsveränderung und damit für die politische Bildung relevant sind.

Der Pragmatismus (pragma, griechisch: Handlung) ist ein Import aus den USA und wurde ab den 1960er-Jahren in Europa rezipiert, in Deutschland namentlich von Karl-Otto Apel und Jürgen Habermas. Bekannte amerikanische Vertreter sind George H. Mead, Charles W. Morris, Clarence I. Lewis, Willard Van Orman Quine und Richard Rorty. Als Begründer dieser philosophischen Richtung gelten William James, Charles S. Peirce und John Dewey. Nach Ansicht eines der besten Kenner des Pragmatismus, Helmut Pape, sind Pragmatisten der Auffassung, „dass die Praxis, insbesondere gemeinsames Handeln und Sprachgebrauch, den nicht aufhebbaren Ausgangspunkt für alles menschliche Denken bildet.“ William James sagte in seiner Vorlesung mit dem Titel *Der Pragmatismus*:

„In welcher Beziehung wäre die Welt anders, wenn diese oder jene Alternative wahr wäre? Wenn ich nichts finden kann, das anders würde, dann hat die Alternative keinen Sinn. [...] Es ist erstaunlich zu sehen, wie viele philosophische Kontroversen in dem Augenblick zur Bedeutungslosigkeit herabsinken, wo Sie dieselben dieser einfachen Probe unterwerfen, indem Sie nach den konkreten Konsequenzen fragen.“ Entsprechend schreibt Peirce: „Die Elemente eines jeden Begriffs treten durch die Pforte der Wahrnehmung in das logische Denken ein und verlassen es durch die Pforte des zweckbestimmten Handelns, und was seinen Paß an diesen beiden Pforten nicht vorweisen kann, wird von der Vernunft als unberechtigt festgenommen.“ An einem weiteren Zitat kann man unschwer erkennen, dass nicht allein der Praxisbezug der Philosophie angesprochen ist, sondern zugleich die Verbesserung des Denkens. Dazu wieder Helmut Pape: „Der Begriff des Gegenstandes soll durch den Begriff seiner praktischen Wirkungen konkretisiert und geklärt werden. [...] Die Erfahrung der praktischen Wirkungen eines Gegenstandes klärt die Bedeutung einer Aussage, weil sie die Bezugnahme auf einen Gegenstand mit den erfahrbaren Handlungen verknüpft, die ihn einschließen.“

Kommunitarismus

Namhafte Vertreter des Kommunitarismus sind u.a. Benjamin Barber, Alasdair MacIntyre, Michael Sandel, Charles Taylor und Michael Walzer. Der „Kommunitarismus“ (communitas, lateinisch: Gemeinschaft) verdankt seinen Namen der Tatsache, dass seine Vertreter der Auffassung sind, dass gesellschaftspolitische Betrachtungen immer soziale Probleme als Ausgangspunkt zu nehmen haben. Kommunitarier beklagen die Instabilität moderner Gesellschaften, die durch die zunehmende Individualisierung entstanden ist. Die gegenwärtigen Gesellschaften seien dadurch instabil, dass die einzelnen Menschen sich nicht mit ihr identifizierten. Diese Uninteressiertheit an Gesellschaft berge die Gefahr in sich, dass Despoten die Macht übernehmen könnten. Der Auftrieb der AfD ist gegenwärtig ein Beispiel dafür. Die Stabilität der Gesellschaft wird nach Auffassung der Kommunitarier dadurch erlangt, dass die Menschen sich mit ihren Gemeinschaften (communitates) identifizierten und damit der aufgewiesenen

Gefahr entgegenwirkten. Je stärker sich die Menschen mit ihren Gemeinschaften identifizierten, desto mehr wachse in der Folge das Interesse an gesellschaftlichen Belangen. Auf diesem Wege erreiche die Gesellschaft höhere Stabilität. Der schon erwähnte Ferdinand Tönnies erklärte in seinem Buch *Gemeinschaft und Gesellschaft*, dass sich in der Gemeinschaft, in der man sich mit den Seinen befinde und in der man Wohl und Wehe teile, das vertraute Zusammenleben abspiele. Meist lebe man in dieser vertrauten Gemeinschaft von Geburt an. Gesellschaft hingegen ist für Tönnies die Öffentlichkeit, die Welt, in die man gehe wie in die Fremde.

Den Gedanken, dass das Interesse an der Gesellschaft in dem Maße wächst, in dem Menschen die Möglichkeit bekommen, sich mit überschaubaren politischen Einheiten zu identifizieren, hat auch Hannah Arendt aufgegriffen: In kleinen, überschaubaren Gemeinschaften werde politischer Bürgersinn kultiviert. Arendt beruft sich auf den Staatstheoretiker Thomas Jefferson, der der dritte Präsident der USA war: „Jefferson war in der Tat der Meinung, daß ohne solche Unterteilung der Land- und Stadtkreise in kleine, übersehbare Bezirke die Existenz der Republik auf dem Spiel steht.“ Für Arendt muss die Gemeinschaft eine Gemeinschaft freier und verantwortungsbewusster Menschen sein. Damit sind Menschen gemeint, deren Individualität geschützt ist; doch um in den Genuss dieses Schutzes kommen zu können, müssen sie Verantwortung für das Ganze übernehmen.

Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus

Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus ist für die politische Bildung ebenfalls von Bedeutung, weil man genauestens wissen muss, was gesellschaftlich falsch gelaufen ist, damit man solche Entwicklungen in der Gegenwart verhindern kann. Die wohl ernsthafteste Auseinandersetzung hat Hannah Arendt mit ihrem Bericht über den Eichmann-Prozess geleistet. Wenn Arendt darin von der „Banalität des Bösen“ spricht, so wollte sie die Gräueltaten der Nazis damit nicht verharmlosen, wie ihr vorgeworfen wurde, sondern sie meint damit, dass Eichmann kein Dämon war, sondern ein ganz normaler Mensch, der in der Lage war, sich

für das Gute oder das Böse zu entscheiden. Schon Kant war der Auffassung, dass nur Gott und die Heiligen keine Moral brauchten, weil sie nur das Gute tun. Die Menschen hingegen bräuchten die Moral als Orientierung, weil sie sowohl zum Guten wie zum Bösen fähig wären und sich für die eine oder andere Seite entscheiden könnten. Hitler wollte nach Ansicht von Arendt die Negation der Moral. Er wollte die Umkehrung der 10 Gebote und somit ein Recht auf Tötung und Folterung herstellen, wie Arendt in ihrem erst 2005 in deutscher Sprache erschienenen Buch *Über das Böse* schreibt. Das bedeutete für Hitler, dass die Schöpfer der Moral, in der Töten und Foltern verboten ist, mit dieser Moral untergehen müssten. Darum mussten Millionen Juden in Deutschland sterben. Ausschwitz war das Ergebnis der Handlungen tausender von Menschen als Rädchen im Räderwerk des Nationalsozialismus, so wie Eichmann nur ein Rädchen war. Er habe sich nach Arendts Ansicht in völliger Gedankenlosigkeit nie vorgestellt, was er da eigentlich angerichtet habe.

Arendt, die Eichmann in Jerusalem selbst erlebte, stellt fest, dass er gänzlich in die Nazi-Ideologie verstrickt war. Eichmann sprach in einem Interview 15 Jahre nach dem Untergang des Dritten Reiches davon, dass er ein fanatischer Kämpfer für die Freiheit seines Volkes sei, dass für ihn heiliger Befehl sei, was seinem Volke nütze, dass er sich der Vorsehung unterzuordnen habe, dass ihn gar nichts reue, dass er nicht zu Kreuze kriechen wolle, dass er nicht vom Saulus zum Paulus werden wolle. Und dass er versagt habe, weil nur 6 Millionen Juden ermordet wurden und nicht die vorgesehenen 10,3 Millionen. Diese Ideologiegläubigkeit machte Eichmann nach Hannah Arendt völlig blind für die Realität.